

Ansteckendes Lernen

Mary Griffith

Ansteckendes Lernen

Rückblick auf unbeschulte Jahre

aus dem Amerikanischen
von Bianka Blavustyak

Anahita verlag

Dieses Buch folgt im Wesentlichen den Regeln der neuen Rechtschreibung, in einigen Fällen allerdings aus Gründen der Lesbarkeit auch denen des gesunden Menschenverstandes.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9813658-7-0

1. Auflage

Copyright © 2010 Anahita-Verlag Julia Dibbern, Winsen (Luhe).

Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung: Books on Demand, Norderstedt

Umschlagfoto: © Parker Deen, istockphoto

Umschlaggestaltung: Julia Dibbern

Amerikanischer Originaltitel: *Viral Learning*. © Mary Griffith 2007

aus dem Amerikanischen von Bianka Blavustyak

www.anahita-verlag.de

Inhalt

Einführung:	
Das „Making of“ einer „berühmten Homeschool-Autorin“	6
Lernen von meiner Bildungsgeschichte.....	15
Szenen aus einem Leben in Schulen.....	15
Über das Lesen.....	27
oder: Unendliche Paralleluniversen.....	27
Über das Schreiben.....	37
Der Vorteil, wenn man etwas zu sagen hat.....	37
Es ist mein Haus!.....	46
Warum kann ich nicht alle Regeln bestimmen?.....	46
Verantwortung.....	56
Geben wir doch einfach dem Patienten die Schuld.....	56
Ach, nee!.....	67
Was Homeschooler seit Jahren wissen.....	67
Glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.....	78
Die Freuden von Unklarheit, Zweifel und Unsicherheit.....	78
Über die Bewegung hinaus.....	87
Warum Homeschooling nicht genug ist.....	87
Der „do it yourself“-Impuls.....	101
Heimwerken ist nur der Anfang.....	101
Anhang.....	111
Die Gruppen-Umarmung.....	111

Einführung: Das „Making of“ einer „berühmten Homeschool-Autorin“

Die Einleitung zur 1997 erschienenen Ausgabe meines ersten Buches *The Homeschooling Handbook*¹ begann mit dieser kleinen, erfundenen Unterhaltung:

Aussage: „Wir unterrichten unsere Kinder zuhause.“

Antwort vor zehn Jahren: „Ihr macht was? Was ist das?“

Antwort heute: „Ach, echt? Ich kenne jemanden, der das macht. Aber ich könnte das nicht – das ist mir zu viel Arbeit!“

Mein Text ging damit weiter, wie sich das Homeschooling von einer ziemlich seltenen und ungewöhnlichen Methode zu einer der am schnellsten wachsenden Bildungsbewegungen im Land entwickelt hat.

Heute, weitere zehn Jahre später, wächst und verändert sich die Homeschooling-Bewegung immer noch, aber mit der Bewegung sind auch wir Homeschooler – die Eltern und Kinder und Großeltern und verschiedenen Bekannten und Freunde, aus denen diese Bewegung besteht – als Einzelne gewachsen und haben uns verändert. Der Prozess des Homeschooling und das Nachdenken darüber, wie Lernen funktioniert und wie wir es in unseren eigenen Familien am besten geschehen lassen, hat unsere Art des Denkens beeinflusst, die Art, wie wir Probleme angehen, die Art, wie wir unser Leben leben.

¹ Mary Griffith: *The Homeschooling Handbook : From Preschool To High School, A Parent's Guide*,

Darum geht es in diesem Buch. Nachdem sowohl *The Unschooling Handbook*² als auch die überarbeitete Auflage von *The Homeschooling Handbook* erschienen waren, fragte mich mein Herausgeber, was ich sonst noch über Homeschooling schreiben wollen würde. Was sonst noch? Was gab es sonst noch, über das ich schreiben könnte? Ich konnte mir Bücher vorstellen über Homeschooler in den Universitäten oder über Kinder mit besonderem Förderbedarf, aber das waren Themen, in denen ich weder ausreichende Erfahrung besaß noch das Interesse hatte, sie zu schreiben. Vielleicht könnte ich an einer Serie von Büchern über Homeschooling in verschiedenen Altersgruppen arbeiten, schlug mein Verleger vor. Nein, dachte ich, meine ältere Tochter ist gerade mal knapp über zehn Jahre alt, ich habe definitiv nicht genug Erfahrung mit verschiedenen Altersstufen, um irgendetwas Intelligentes darüber sagen zu können, das ich nicht schon in meinen anderen Büchern gesagt hatte. Und ich wollte kein Buch schreiben, in dem nichts Neues stand – das Neu-Kombinieren und Zerlegen des gleichen alten Materials in einer netten neuen Verpackung hätte sich zu sehr wie Betrug angefühlt.

Es ist nicht so, dass ich mir bewusst vorgenommen hätte, eine „berühmte Homeschooling-Autorin“ zu werden. Es war tatsächlich eher ein „Unfall“, dass ich überhaupt meine Bücher geschrieben habe. Ungefähr ein Jahr, nachdem wir mit dem Homeschooling begonnen hatten, fing ich an, in einer Homeschooling-Gruppe in meinem Bundesstaat zu arbeiten. (Ich hatte dem Herausgeber ihres Newsletters einen Brief geschickt und meine Hilfe angeboten und die Antwort war im Grunde: „Würdest du die neue Newsletter-Herausgeberin werden?“) Einige von uns im Vorstand der Gruppe phantasierten von Zeit zu Zeit darüber, eines Tages ein Buch über Homeschooling zu schreiben, aber keiner von uns verfolgte diese Idee ernsthaft.

Dann rief mich eines Tages eine Redakteurin von einem Verlag an, der ein Kursprogramm für Homeschooler veröffentlichen wollte. Sie

2 Mary Griffith: *The Unschooling Handbook: How to Use the Whole World As Your Child's Classroom*

wollte etwas über Homeschooler und ihren Bedarf wissen, also schickte ich ihr ein großes Paket voller Informationen, einschließlich unseres Newsletters, anderer Veröffentlichungen zum Homeschooling und einer Liste anderer Quellen und dachte nicht mehr daran. Aber ein paar Wochen später lud sie mich in die Büros der Herausgeber ein, wo ich einer kleinen Schar rund um einen großen Konferenztisch sitzender Redakteure vorgestellt wurde. Diese Redakteure stellten eine Menge Fragen über Homeschooling. Sie sagten, sie würden gerne ein Test-Paket zusammenstellen und baten mich wiederzukommen, wenn sie etwas Handfesteres hätten.

Also besuchte ich nach einigen Wochen den Verlag erneut. In einem etwas kleineren Konferenzzimmer zeigten sie mir ihren ersten Entwurf eines Englisch-Lehrplanes für Homeschooler.

Es war ein flacher, weißer Karton aus Wellpappe. („Natürlich wird der Karton außen noch mit schönen farbigen Grafiken gestaltet werden!“) In dem Karton lagen ein (unbedrucktes) faltbares Spielbrett und eine kleinere Kiste, die geometrische Papp-Formen in verschiedenen Farben enthielt. („Das wird ein Brettspiel, das für die einzelnen Wortarten verschiedene Formen und Farben nutzt.“) Außerdem gab es ein schönes großes Taschenbuch, das ich in die Hand nahm und durchblätterte, nur um festzustellen, dass die Innenseiten genauso unbedruckt waren wie sein Umschlag. („Wir werden Texter einstellen, die den eigentlichen Inhalt erarbeiten.“)

„Wir denken“, sagte der Herausgeber, „an einen Preis von 50 Dollar. Denken Sie, das werden die Homeschooler kaufen?“

„Nein“, sagte ich.

Es brachte sie aus der Fassung, dass ich so sicher schien. Ich erklärte noch einmal die sprichwörtliche Preisgünstigkeit von Homeschooling (obwohl es eine komplizierte Sache ist, den meisten Nicht-Homeschoolern das verständlich zu machen: wir lernen außerordentlich preisgünstig, aber wir geben ebenfalls unglaubliche Summen für Dinge

aus, die wir als lohnend empfinden). Es gäbe die vage Möglichkeit, fuhr ich fort, dass Homeschooler so viel für ein einziges Fachgebiet ausgeben würden, aber es würde etwas wirklich Spektakuläres sein müssen und die Inhalte müssten vorher sichtbar sein. Erst dann könnte ein Homeschooler entscheiden, dass es spektakulär genug wäre, um die 50 Dollar wert zu sein.

Das wäre erledigt, dachte ich.

Aber wiederum ein paar Wochen später rief mich eine andere Redakteurin des gleichen Verlags an. Sie sagte mir, sie hätten beschlossen, dass es tatsächlich keinen ausreichenden Markt für ein Curriculum gäbe. Aber sie dachten, es gäbe vielleicht einen Markt für den Verkauf eines Buches über Homeschooling. Ob ich Interesse hätte, einen Vorschlag für ein solches Buch einzureichen?

Da ich in den letzten Jahren immer mal wieder über ein solches Projekt nachgedacht hatte, dauerte es nicht lange, einen Entwurf, eine Marktanalyse und dies und das für einen Buchvorschlag zusammenzuschreiben. Etwa eine Woche, nachdem ich ihn abgeschickt hatte, rief mich der Herausgeber an und akzeptierte meinen Vorschlag für *The Homeschooling Handbook*, mit dem ich versuchen wollte, neue Homeschooler mit all den Informationen zu versorgen, die ich auch gerne gehabt hätte, als ich mit dem Homeschooling begann.

Als *The Homeschooling Handbook* veröffentlicht wurde, waren meine Töchter gerade 13 und 9. Sie hatten ihr gesamtes Leben lang zuhause gelernt, aber wir kannten viele Familien, die weitaus länger zuhause unterrichteten, die ihre Kinder inzwischen durch die Highschoolzeit und an Universitäten begleitet hatten und weiter in ihr Erwachsenenleben. Ich sah mich selber als jemanden, der ein kleines bisschen über Homeschooling gelernt und das Glück gehabt hatte, durch die Arbeit in der Homeschooling-Gruppe eine Ahnung davon bekommen zu haben, welche Dinge andere Homeschooling-Familien beschäftigten. Wir waren einfach eine Homeschooling-Familie, die wie alle anderen versuchte

herauszufinden, was wir machen wollten – nur dass Mama plötzlich eine „berühmte Homeschooling-Autorin“ war.

Im Jahr 1997 entdeckten die großen Verlage gerade langsam das Potential des Homeschooling-Marktes. Es gab *Teach your own*³ von John Holt, Warner Books hatte das von Micki und David Colfax zuvor selbstverlegte *Homeschooling for Excellence*⁴ herausgebracht und David Gutersons *Family Matters*⁵ war gerade als gebundene Ausgabe erschienen, eine absolute Neuheit für ein Homeschooling-Buch. Alle anderen Veröffentlichungen über Homeschooling waren entweder in Eigenverlagen oder von religiösen Verlagshäusern herausgegeben worden.

Weder ich noch meine Familie waren auf die Resonanz vorbereitet, die *The Homeschooling Handbook* erhielt. Ich hatte vorher schon auf Homeschooling-Treffen gesprochen und bei „Nicht zurück zur Schule“-Informationsabenden, aber da war ich einfach eine normale Homeschooling-Mutter gewesen, wie die Mütter in meinem Publikum, nur mit – vielleicht – ein wenig mehr Erfahrung. Aber jetzt, nachdem mein Buch gedruckt war und die Leute es bei Amazon bestellen oder im örtlichen Buchladen aus dem Regal nehmen konnten, dachten viele Menschen in meinem Publikum offensichtlich, dass das, was ich zu sagen hatte, glaubwürdiger und wichtiger sei als nur einen Monat zuvor, ehe ich eine Autorin mit Veröffentlichung geworden war.

Plötzlich stellten mir Eltern Fragen, von denen ich nicht wusste, wie ich sie beantworten sollte: Wie viele und welche Art Rechenaufgaben ihr Sechsjähriger täglich lösen solle? Um wie viel Uhr ihre Neunjährige ins Bett gehen solle? Wenn sie von ihren Kindern verlangen würden Tagebuch zu führen, welche Inhalte sollten sie ihre Kinder da auf jeden Fall hineinschreiben lassen? Wie könnten sie ihre Kinder davon abhalten, bei Freunden und Verwandten fernzusehen oder zuckerhaltige Produkte zu essen?

3 John Holt: *Teach Your Own* (dt. Titel: *Bildung in Freiheit*, Genius-Verlag)

4 David Colfax, Micki Colfax: *Homeschooling for Excellence*

5 David Guterson: *Family Matters: Why Homeschooling Makes Sense*

Meine Töchter hielten diese Fragen für urkomisch. Kate, damals 13 Jahre alt, war diejenige, die für meine öffentliche Rolle den Begriff „Berühmte Homeschool-Autorin“ aufbrachte. Und sie schaffte es, den Titel mit all der ironischen, mitleidigen Verachtung zu versehen, die eine 13-jährige für eine äußerst uncoole Mutter aufbringen konnte, der es so offensichtlich an den Fähigkeiten und Erfahrungen mangelte, die man von einem Erwachsenen erwartete. Ganz zu schweigen von jemandem, von dem erwartet wurde zu wissen, wovon er redet. Christie, etwa 4 Jahre jünger, war direkter: „Mama, warum fragen sie dich Dinge, die du nicht weißt?“

Es ist nicht so, dass ich vorgegeben hätte, all die Antworten auf diese Fragen zu wissen. Meine Antwort darauf war für gewöhnlich, Beispiele aus der Erfahrung in meiner eigenen Familie und von anderen befreundeten Homeschooling-Familien aufzuzeigen und zu erklären, dass der gesamte Prozess des Homeschooling eine Sache von Versuch und Irrtum ist, von Herausfinden, was für dich und deine Kinder dieses Jahr am besten funktioniert und davon, sich anpassen zu lernen, wenn deine eigenen und ihre Bedürfnisse sich ändern. Ich hielt dies immer für eine absolut vernünftige Antwort, aber viel öfter als erwartet wurde der Fragende ärgerlich und beschuldigte mich, ein Zaubermittel geheim zu halten, das den gesamten Homeschooling-Vorgang einfach, ja beinahe automatisch machen würde.

Als sich zeigte, dass *The Homeschooling Handbook* sich gleichbleibend gut verkaufte, stimmten die Herausgeber meinem Vorschlag für *The Unschooling Handbook* zu, ungeachtet ihrer offensichtlichen Nervosität über den Erfolg dieses neuen Buches. Als sich auch dieses Buch als erfolgreich herausstellte, wurde ich mit der Neubearbeitung von *The Homeschooling Handbook* beauftragt. Als diese erschien, hatte ich insgesamt für beinahe vier Jahre an Büchern über Homeschooling gearbeitet. Ich hatte genug vom Schreiben und Lesen und Denken über Homeschooling. Die Aussicht, ein neues Manuskript zu erarbeiten und der Gedanke an all das Wieder-Lesen und Optimieren und Wieder-Lesen

und Bearbeiten und Wieder-Lesen und Lektorieren, das notwendig wäre, um es in Druck zu bringen, versetzte mich nicht gerade in Entzücken. Alles, was ich wollte, war von diesem hochgestochenen Teil des Homeschooling wegzukommen und zurückzukehren zu unserer ganz normalen, alltäglichen Homeschooling-Arbeit, Zeit mit meinen Mädchen zu verbringen, ein paar der zahllosen interessanten Dinge zu entdecken, die wir in unserer normalen, ruhigen, täglichen Routine finden konnten.

Also schrieb ich kein weiteres Buch über Homeschooling. Zu dieser Zeit hatten meine Verleger eine ganze Schar anderer Homeschooling-Autoren angestellt und es gab andere Verleger auf dem Markt, so dass es inzwischen viele Bücher über Homeschooling gab. Mit Erleichterung gab ich meine Rolle als „Berühmte Homeschooling-Autorin“ auf (abgesehen von gelegentlichen Auftritten alle paar Jahre mal). Schritt für Schritt zog ich mich aus den überregionalen und regionalen Homeschooling-Gruppen zurück und übergab meine Pflichten an die nächste Welle von Homeschooling-Eltern, die sich engagieren wollte.

Ich schrieb kein weiteres Buch über Homeschooling – erstmal.

Unvermeidlicherweise wuchsen meine Mädchen heran und als meine jüngere Tochter damit begann, sich um einen Studienplatz zu kümmern, dachte ich darüber nach, was ich mit meinem Leben nach dem Homeschooling anstellen würde. Würde ich mich um eine Vollzeitstelle bewerben? Eine Teilzeitbeschäftigung anders als die, die ich bereits hatte? Sollte ich wieder schreiben und endlich zu all den Romanen über mörderische Geheimnisse kommen, die ich all die Jahre in meinem Kopf konstruiert hatte?

Allmählich merkte ich, dass ich wieder mehr und mehr über das Homeschooling nachdachte. Jetzt, wo das aktive Homeschooling für meine Familie zu Ende ging, ertappte ich mich dabei, wie ich über dessen Langzeitwirkung nachdachte: Wie unterscheide ich mich von der Person, die ich geworden wäre, wäre ich nicht Homeschooling-Mutter gewesen? Wie haben sich meine Interessen und Werte verändert, da-

durch dass unsere Kinder zuhause lernten? Wie verschieden sind meine Kinder von Gleichaltrigen? Waren wir wirklich so sonderbar wie wir dachten? Waren wir überhaupt sonderbar?

Was ist mit der Homeschooling-Bewegung heute? Sind neue Homeschooler wirklich so viel anders als ich es war, als wir mit dem Homeschooling anfangen? Weniger unabhängig und mehr nach Anleitung suchend? Gibt es jetzt tatsächlich mehr von den „Mach es wie ich oder du bist kein richtiger Homeschooler“-Homeschoolern? Oder werde ich einfach nur schrullig? Und was ist mit den wenigen „promovierten“ Homeschool-Eltern (größtenteils Mütter, natürlich), die verloren wirken und nicht gewillt sind, ihren Homeschooling-Bekanntnenkreis loszulassen, wenn ihre Kinder das Haus verlassen? Befinden sie sich einfach mitten im selben Veränderungsprozess wie ich oder waren sie tatsächlich so in das Leben ihrer Kinder eingebunden, dass sie wirklich kein eigenes Leben mehr hatten?

Zur selben Zeit schien alles, was ich las – Bücher, Artikel, Blogs – mit dem verbunden zu sein, was ich über das Lernen und die Gesellschaft dachte, sogar wenn es keinen direkten Bezug zu Bildung oder Homeschooling hatte. Selbst wenn ich dachte, ich dachte nicht über Homeschooling nach, dachte ich darüber nach. Plötzlich, nach all diesen Jahren, merkte ich, dass sich in meinem Kopf ein neues Buch über Homeschooling entwickelt hatte.

Dieses Buch ist allerdings anders als die anderen. Ich schickte ebenfalls einen meiner gefürchteten langen Fragebögen herum und sammelte Meinungen und Erfahrungen von Homeschoolern aus dem ganzen Land, so wie auch bei den anderen Büchern. Aber dieses Buch ist weder eine weitere Anleitung, wie man seine Kinder zuhause unterrichtet, noch ist es dafür gedacht, Homeschooling-Eltern zu helfen, das „Leeres-Nest-Syndrom“ zu überleben.

Dieses Buch ist persönlich. Es ist eine Reflexion, wie ich (zusammen mit einigen meiner Freunde) zum Homeschooling kam, wie es uns und

unsere Sicht der Welt beeinflusste und wie diese Veränderungen für Veränderungen in unserem Umfeld sorgten.

Natürlich müssen wir, um herauszufinden, wie wir hierher kamen – und wo genau „hier“ ist – dieses Buch mit einem Blick zurück auf die Anfänge unseres Homeschooling-Abenteuers beginnen.

Lernen von meiner Bildungsgeschichte

Szenen aus einem Leben in Schulen

Vor 10 oder 12 Jahren sagte eine Freundin im Alter meiner Mutter, die ein paar Ausgaben des Homeschooling-Newsletters lesen wollte, den ich damals mit herausgab: „All diese Leute scheinen ihre Entscheidungen auf der Grundlage dessen zu treffen, was sie als Kinder erlebt haben“. Sie hielt das für merkwürdig, für ein Zeichen einer weit verbreiteten Neurose unter Homeschooling-Eltern, aber ich dachte immer, das sei eine Tatsache, die so offensichtlich sei, dass ihre bloße Erwähnung einer Doppelaussage glich. Natürlich sind wir Produkte unserer Vergangenheit. Und natürlich treffen wir Entscheidungen für unsere Kinder basierend auf unseren eigenen Erfahrungen. Wie könnten wir nicht?

Meine eigene Ausbildung legte zweifelsohne den Grundstein dafür, dass ich eine Homeschooling-Mutter wurde. Nach den meisten gängigen Maßstäben war ich der Ausbund eines erfolgreichen Schülers: Durchschnittsnoten immer eine glatte 4.0⁶ (in dieser längst vergangenen Zeit, ehe Fortgeschrittenen- und Leistungskurse einen Noten-

6 Das amerikanische Notensystem ist anders als das deutsche. Eine 4.0 entspricht einer 1.0 im deutschen System.

durchschnitt von 4.0+⁷ allgegenwärtig machten), in der Endrunde bei National Merit⁸, 99% der Punkte im Studienzulassungstest erreicht, ein akademisches Stipendium für die Universität – alles, was das Herz eines stolzen Schulbeamten erfreute und die Tugenden des örtlichen öffentlichen Schulsystems aufzeigte.

Ich lernte eine Menge aus meiner Schulzeit. Aber was ich lernte war nicht so sehr das, was unterrichtet werden sollte. Es waren die offensichtlichen Nachteile des schulischen Lernens, die die meisten von uns schon früh in unserer Schülerlaufbahn kennenlernten – die Zerstückelung von Wissen in abstrakte kleine Pakete „altersgerechten“ Materials über das hinaus wir nicht vor dem nächsten Jahr oder der Mittelstufe oder irgendwann anders als jetzt lernen durften, die sozialen Auswirkungen dessen, dass wir so viel Zeit mit so vielen Gleichaltrigen und so wenigen Erwachsenen verbringen, die Kultivierung von Gehorsam und Konformität.

Aber es gab auch subtilere Lektionen über das Lernen und darüber, was Lernen war und was nicht, darüber, was die Gesellschaft an Individuen schätzt und was wir an uns selbst schätzen.

Es dauerte Jahre, bis ich das meiste, was ich in der Schule gelernt hatte, wieder verlernt hatte.

Stellen Sie sich mein sechs Jahre altes Ich vor – sehr schüchtern, aber aufgereggt und erwartungsvoll, in die Schule zu kommen. Nun muss man bedenken, dass in den späten 1950ern und den frühen 1960ern die Kultur sich noch nicht auf ihren heutigen Stand entwickelt hatte. Kindergartenkinder lernten noch die Farben und machten Mittagsschläfchen und spielten mit Bauklötzchen und kletterten auf Klettergerüste. Die aufregende Sache an der ersten Klasse war, dass wir wirklich anfangen würden, wichtige Dinge wie Buchstaben und Zahlen zu lernen. Eines Freitags, nach ein paar Monaten des Lernens, wie wir mit den dicken grünen Bleistiften auf unserem linierten, rauen Papier unsere

7 Leistungskurse werden teilweise anders bewertet, dann entspricht oft eine 5.0 der deutschen 1.0, was zu höheren Gesamtnotendurchschnitten führt.

8 National Merit ist eine amerikanische Gesellschaft, die jedes Jahr Stipendien vergibt.

Buchstaben sauber schrieben, sagte uns Mrs. Olsen, dass am nächsten Montag „der Tag“ wäre – am Montag würden wir lernen, wie man liest und schreibt.

Ich ertrug das Wochenende ungeduldig. Ich konnte es nicht erwarten, das Geheimnis zu erkunden, das die Tür zu so vielen Mysterien der Erwachsenenwelt öffnen würde.

Endlich kam der Montag und ich war bereit für die große Enthüllung.

Mrs. Olsen ging zur Tafel – wir alle waren bereit mit unserem rauen Papier und den klobigen Stiften – und sagte, dass wir Lesen und Schreiben lernen würden, wenn wir sorgfältig alle Schritte richtig ausführten.

Der erste Schritt war, eine vertikale Linie zu zeichnen. Dann mussten wir eine kürzere, horizontale Linie an ihren Boden malen. Als nächstes kamen zwei Kreise, an deren unterem Ende zwei Bögen hinzugefügt wurden und der entstandene Leerraum ausgefüllt. Dann kam eine weitere senkrechte Linie, mit zwei weiteren kleinen Linien, die aus ihrer Mitte heraus einen Winkel bildeten.

„Da!“, sagte Mrs. Olsen stolz „ihr habt euer erstes Wort geschrieben: ihr könnt jetzt lesen und schreiben.“

Ja, tatsächlich, da war es: ein „LOOK“ in Großbuchstaben mit kleinen Augen in die Os gemalt – ein süßes aber dämliches visuelles Wortspiel, mit dem unsere eigentliche akademische Karriere beginnen sollte.

Definitiv ein Wort. Und ich folgte ganz bestimmt all den Anweisungen, die mir gegeben worden waren, um es selbst aufzuschreiben. Aber wie ergab sich daraus nun Lesen und Schreiben? Ich war empört! Alles was ich getan hatte, war ein paar Linien zu malen, genau wie mir gesagt wurde. Und sie sagte mir, dass ich dadurch lesen könne? Wen wollte sie auf den Arm nehmen? Ich konnte den ganzen Schwindel nicht glauben. Ich verstand nicht mehr als ich verstanden hatte, ehe ich diese Linien so sorgfältig gemalt hatte. Wo war die große Offenbarung, auf die ich gewartet hatte?

Bis zum tatsächlichen Lesen dauerte es natürlich noch Monate und Lesenlernen war der allmähliche Vorgang, der es für jeden ist.

In der vierten Klasse hatten wir eine Referendarin. Sie war jung und enthusiastisch und jeder wollte neben ihr sitzen in der Lesegruppe oder ihr mit ihren vielen Pinwandaushängen helfen, die sie erstellte. Einer dieser Aushänge, der für die letzten paar Wochen des Schuljahres aushing, war ein „wachsender“ Blumengarten. Sie machte Blumen aus Tonpapier, für jeden von uns in der Klasse in einer einzigartigen Farbkombination, die am unteren Ende der Pinwand zusammengedrängt waren. Die Stiele der Blüten waren aus grünem Zwirn gemacht und wurden für jeden Test, jede Stegreifaufgabe und jede Hausaufgabe, die wir zu 100% richtig hatten, um zwei Zoll⁹ verlängert.

Alle paar Tage aktualisierte sie die Blumen. Viele wuchsen ansehnliche zwei bis vier Zoll¹⁰ pro Woche. Diejenigen unter uns, die gute Buchstabierer waren, die alle Tests und Vokabel-Aufgaben und die abschließenden Buchstabiertests jede Woche mit links schafften und die keinen Ärger hatten mit den häufigen Rechentests, hatten Blumen, die einen Fuß¹¹ oder mehr pro Woche in die Höhe schossen. Und dann gab es da das Häufchen Blumen, die am Boden sitzen blieben, immer noch am Anfang feststeckten, unbeweglich für das gesamte Leben des Papiergartens.

Während sie die Stiele verlängerte und die Blumen bewegte, ermunterte uns die Referendarin, Mutmaßungen anzustellen, welche Blume welchem Schüler gehörte. Interessanterweise waren einige der Schüler, die nie überdurchschnittliche Noten bekamen, davon überzeugt, dass einige der größten Blumen ihre waren. Einige Auseinandersetzungen darüber, welche Blume wessen war, entwickelten sich sehr hitzig, sogar unter denjenigen, die nicht mehr als ein oder zwei ausgezeichnete Noten in diesem Monat hatten. Irgendwie ging die Tatsache verloren, dass

9 Zwei Zoll entsprechen etwa 5 cm.

10 Das entspricht 5 bis 10 cm.

11 Das entspricht etwa 30 cm.

es eine Beziehung gab zwischen den aktuellen Noten und der Höhe jeder Blume.

Endlich kam der Tag der Enthüllung. Die Referendarin nannte die Farbkombination und gab den Namen des Schülers bekannt, zu dem sie gehörte, angefangen mit der verkümmerten Reihe am unteren Ende. Jeder Schüler musste dann zu der Pinnwand gehen und seine Blume holen. Viele waren überrascht, wie groß – oder wie klein – ihre Blumen waren. Ich war es nicht. Meine war die Blume, die über den oberen Rand der Pinnwand hinausgewachsen war, die Wand hinauf und auf die Schallschutzplatten an der Decke. Das war ungefähr die Zeit, als ich anfang zu glauben, dass meine Noten bedeuteten, ich sei schlauer als die anderen in meiner Klasse, was mich zu einem besseren Menschen als jeden anderen in meiner Klasse machte. Natürlich bedeutete das auch, dass es sehr wichtig wurde, meine Noten beizubehalten – wenn mein Selbstwert durch meine „Schlauheit“ begründet wurde und Schlausein abhängig war von meinen Noten, war letzten Endes jedes A¹² entscheidend.

Das war auch die Zeit, in der ich anfang, die Person, die ich in der Schule war, nicht besonders zu mögen.

Schauen wir weiter in die fünfte Klasse. Für dieses Ereignis zeichnet meine Mutter verantwortlich, die die sonderbare Idee hatte, sie müsse uns sagen, was unsere Lehrer in den Elterngesprächen über uns erzählten. Ich, das älteste Kind meiner Familie, war damals ein typischer Streber, eines dieser unausstehlichen Kinder, die sich bei jeder Gelegenheit melden und lauter Einser bekommen und die Lernkurve aller anderen verdarben. Mein Bruder, anderthalb Jahre jünger, war klüger aber fauler – er hatte bessere Dinge zu tun als sicherzustellen, dass all seine Schularbeiten perfekt waren. Mama kam nach Hause von den Gesprächen und verkündete unsere letzten erreichten Testergebnisse: Eric war eindeutig intelligenter als seine Arbeit zeigte und brachte nicht seine volle Leistung. Ich hingegen war so was wie eine Ausnahmeerscheinung.

¹² Entspricht im deutschen Notensystem einer 1.

nung. Meine Testergebnisse sagten, dass meine Schulaufgaben besser waren, als ich sie zu erfüllen vermochte – die Tests zeigten, dass ich „mein Potential übertraf“. Vernünftigerweise hielt meine Mutter dies für „unbezahlbar“, auch wenn ich diesen Wortwitz damals nicht verstand. Ich konnte ihn nur als Versuch interpretieren, zu beweisen, dass ich nicht so schlau oder wundervoll war wie ich dachte.

Natürlich glich sich schlussendlich mein Potenzial an meine aktuellen Leistungen an und bis zur Oberstufe war ich ziemlich geschickt geworden in Multiple-Choice-Tests, vor allem in diesen von der ETS¹³ entworfenen lebensentscheidenden Begabungs-/Leistungs-/Einschätzungstests. Auf der einen Seite war das gut, denn es bedeutete viele Möglichkeiten bei der Auswahl einer Universität, aber auf der anderen Seite war es nicht so großartig. Wir „schlauen“ Schüler mussten immer unser Image aufrechterhalten – wir konnten es nicht riskieren, auch nur etwas weniger als „die Besten“ und „die Intelligentesten“ auszusehen, also tendierten wir dazu, Noten überzubewerten und die Art des Lernens, die uns tatsächlich stark genug herausfordern würde, um unsere so unheimlich wichtigen Durchschnittsnoten zu riskieren, unterzubewerten.

Darüber hinaus war das, was ich am meisten an mir selber schätzte, meine „Effizienz“ – fähig zu sein, meine Arbeit schneller als jeder andere zu beenden mit einem Minimum an notwendiger Anstrengung, um diesen äußerst wichtigen Notendurchschnitt beizubehalten. Obwohl ab und an andere Schüler mir sagten, ich sei ein Genie, ging ich über diesen Gedanken hinweg – ich wusste, dass ich kein Genie war. Genies hatten Ideen, waren kreativ, taten erstaunliche Dinge, an die nie zuvor jemand gedacht hatte. Ich war kein Genie. Was ich zu sein dachte war „intelligent“. Intelligent zu sein bedeutete, dass ich ein gutes Gedächtnis hatte, dass ich neue Dinge schnell auffasste, dass die Schularbeiten für mich einfacher waren als für die meisten anderen.

13 Die ETS (Educational Testing Service) ist eine Gesellschaft, die verschiedene Tests erstellt, u.a. auch den TOEFL-Test.

Gelegentlich gab es einen Hinweis darauf, dass es vielleicht nicht ganz so wunderbar war, intelligent zu sein. Eines Morgens, in Physik, gab uns der Lehrer ein wenig freie Zeit, um in kleinen Gruppen den Stoff für einen anstehenden Test zu wiederholen. Ein Klassenkamerad und ich fingen an, die betreffenden Kapitel zu lesen und ich war überrascht zu sehen, wie unterschiedlich unsere Ansätze waren. Ich las den Text schnell durch und nahm dabei genug auf, um zu erraten, wie ich die passenden Werte in die richtige Formel einsetzen musste, um die richtigen Antworten für den Test herauszubekommen.

Bens Methode dagegen war mir komplett fremd. Er las einen Satz und dann versuchte er, ihn mit seinen eigenen Worten zu wiederholen, um sicherzustellen, dass er verstanden hatte, was der Satz aussagte. Dann las er den nächsten Satz und filterte seine Bedeutung heraus. Okay, also las er Dinge deutlich langsamer als ich es tat. Grosse Sache! Aber dann tat er etwas für mich absolut sonderbares – er ging zurück zum ersten Satz um zu sehen, ob er immer noch Sinn machte in Zusammenhang mit dem zweiten Satz. Und so arbeitete er sich durch den gesamten Abschnitt, Satz für Satz, vor und zurück, bis er das Gefühl hatte, seine komplette Bedeutung verstanden zu haben. Am Ende konnte er mehr als nur einfach die Zahlen in die richtige Formel einsetzen – er hatte verstanden, was die Formel bedeutete und was sie mit dem physischen Verhalten echter Objekte in der echten Welt zu tun hatte.

Und was war meine Reaktion? Begriff ich plötzlich, was echtes Lernen war im Gegensatz zu meiner „Wiederhole die richtige Antwort für eine gute Note“-Effizienz? Nicht im Geringsten. Ich dachte nur: „Wow, ich bin so was von froh, dass ich nicht so hart arbeiten muss für meine Noten.“

Meine Ausbildung war aber nicht nur Routine und Wiedergeben von Gehörtem. Als ich acht Jahre alt war, fiel ich von einer Bleichmaschine und landete über Nacht zur Beobachtung im Krankenhaus. Schließlich beschlossen die Ärzte, ich hätte einen Nierenriss, nicht ernst

genug, um mich im Krankenhaus zu behalten, aber genug um mich von der Schule freizustellen und für ein paar Wochen ans Bett zu fesseln. Meine Schwester, drei Jahre jünger, hatte gerade ihre Mandeln rausbekommen (wir kamen zusammen vom Krankenhaus nach Hause), also steckten unsere Eltern uns in das gleiche Zimmer, damit wir zumindest die Gesellschaft der anderen hatten, während wir zuhause feststeckten.

Sogar mit den Aufgaben aus der Schule und einem tragbaren Fernseher im Zimmer langweilten wir uns. Die Arbeit für die Schule dauerte nicht so lang und die Spielshows und Seifenopern in diesen Tagen lange vor Kabelfernsehen waren nicht wirklich fesselnd. Schließlich ging meine Mutter in die Bücherei und brachte stapelweise Bücher mit nach Hause, einige um sie meiner Schwester vorzulesen, einige für mich zum Selberlesen. So begann ich, *Robin Hood* und *Homer Price* und *The Mushroom Planet* und *Danny Dunn* und *1001 Nacht* und die Märchenbuchsammlung von Andrew Lang zu entdecken und die grenzenlosen Welten, die darin zu finden waren.

Von nun an hatte ich beinahe immer ein Buch aus der Bücherei mit in der Schule. Zuerst las ich nur während der Pausen oder freier Lesezeit oder während ich auf das wartete, was auch immer als nächstes geschehen sollte. Ich erinnere mich an einen Tag, als ich in der dritten Klasse an einem Lesegruppentisch saß und mein Büchereibuch las, während wir darauf warteten, dass der Lehrer zu uns kam, als ein Junge neben mir mich fragte, wie ich so ein dickes Buch lesen und verstehen könne. Ich schob es ihm rüber, damit er hineinschauen konnte und er war erstaunt. „Das sind ja ganz normale Wörter“, sagte er. „Das kann ja jeder lesen!“

Bald schon fing ich an, auch während der Unterrichtsstunden zu lesen. Ich merkte, wenn ein Lehrer mitbekam, dass ich etwas las, das nichts mit dem Stoff zu tun hatte, also folgte ich dem Unterricht gerade aufmerksam genug, dass ich die Fragen, die der Lehrer mir stellen würde, beantworten konnte. Nachdem sie mich ein paar Mal nicht hatten

erwischen können, ließen mich die meisten in Ruhe meine Bücher lesen.

Meine Büchereibücher waren meine wirkliche Ausbildung. Mutter nahm uns mit in die Bücherei, so oft wir danach verlangten, mindestens zweimal im Monat (unsere Bücherei hatte eine Ausleihzeit von zwei Wochen), oftmals mehr. Meine Ausbeute waren typischerweise 10 bis 15 Bücher auf einmal. Ich fand heraus, welche Bibliothekare diejenigen waren, die ich nach ähnlichen Büchern zu den zuletzt ausgeliehenen fragen konnte und welche mir sagen würden, dass es mir nicht erlaubt war, Bücher zu lesen, für die ich noch zu jung sei. Die besten Bibliothekare waren natürlich die, die mich auf neue Themen brachten, die ich bisher noch nicht entdeckt hatte.

Wenn meine Mutter mich nicht oft genug zur Bücherei begleiten konnte, gab es immer noch den Büchereibus¹⁴, der wöchentlich in mit dem Fahrrad erreichbarer Entfernung auftauchte. Der Büchereibus hatte auch die besten Bibliothekare – sie kannten ihre Stammgäste und brachten ihnen oftmals Bücher mit, von denen sie dachten, dass sie sie mögen würden.

Ich las all die Bücher über Oz. Ich las *Nancy Drew* und die *Hardy Boys*. Ich verschlang Märchen aus der ganzen Welt. Ich las historische Romane. Ich entdeckte Sciencefiction und ging schnell von den Sciencefiction-Romanen für Jugendliche zu den Romanen für Erwachsene, wo ich Asimov und Bradbury und alle möglichen spekulativen Zukunftswelten entdeckte.

Ich las nicht nur Belletristik. Ich durchstöberte Enzyklopädien und brütete über Atlanten. Ich las Biographien von Leuten, von denen ich zuvor nie gehört hatte und die Geschichte von Orten und Zeiten, die in der Schule nie erwähnt wurden.

Ohne dass es mir überhaupt bewusst war, verbesserte mein „Freizeit“-Lesen meinen Wortschatz und meine Rechtschreibung. Ich war so

14 Eine Art mobile Bücherei, vor allem in ländlichen Gebieten verbreitet.

sehr daran gewöhnt, Worte geschrieben zu sehen, dass ich sofort merkte, wenn sie falsch geschrieben waren. Ich erschloss mir Bedeutungen aus dem Zusammenhang und begann festzustellen, wie unterschiedlich der Wortfluss in guten und in schlechten Texten war. In der Highschool war ich in Sozialkunde oder Englisch selten überrascht. Was auch immer wir durchnahmen, ich hatte für gewöhnlich schon etwas darüber gelesen.

Ich begann, mich selber als einen super-saugfähigen Schwamm zu betrachten, der unaufhörlich Ideen und Informationen in sich aufsaugte, Dinge aufnahm und alles in meinem Geiste ordnete für eine ungewisse zukünftige Gelegenheit im fernen Erwachsenenleben, wenn all dieses scheinbar zufällige Wissen irgendwie plötzlich aus mir Auswürfungen werden würde, um irgendwo irgendwem von Nutzen zu sein.

Gemischt mit dieser Arroganz meines „schlau“ Selbst kam der schleichende Verdacht in mir auf, dass ich ein Hochstapler war, dass ich nicht die herausragende Person war, als die mich meine Lehrer darstellten. Sicher, ich konnte ausgesprochen gut lesen und ich hatte ein außergewöhnliches Talent für standardisierte Tests und konnte Aufsätze so schreiben, wie die Lehrer sie haben wollten, aber ich wusste nicht, wie man irgendetwas *Nützlich*es tat.

Auch war ich mit diesem Gefühl war nicht allein. Ich erinnere mich an eine sonderbare Unterhaltung mit einigen Klassenkameraden am Ende unserer Abschlussklasse – genau genommen während der Probe für die Abschlusszeremonie – an unserer mehrzügigen Highschool. Wir „Schlau“ waren unheimlich neidisch auf die Schüler in den Klassenzügen, die nicht auf die Universität vorbereiteten – wir konnten sehen, dass sie eine Menge mehr praktisches Wissen hatten als wir selbst, über Dinge wie Steuern und Versicherungen und darüber, wie man einen Job finde und auch behält. Sie hatten Fähigkeiten wie Maschineschreiben und Buchhaltung und Entwürfe zeichnen, die ihnen wirklich eine bezahlte Anstellung verschaffen konnten. Wir waren naiv, was die Welt da draußen betraf und wir wussten es. Und wir wussten genau, dass wir

an die Universität gehen mussten, weil wir einfach nicht dafür qualifiziert waren, etwas anderes zu tun.

Die Universität begann meine „schlaue“ Fassade ein wenig zu knacken. Ich belegte Kurse, bekam annehmbare Noten im angenehmen Hauptfach Geisteswissenschaften. Zwei oder drei Kurse stellten sich als großartig heraus, mit Professoren, die es schafften, ihre Fächer spannend und anregend zu gestalten. Ich fing an zu lernen, wie man schreibt, teilweise aus einem kleinen Englischseminar, aber größtenteils durch meine Arbeit als Reporterin für die Universitätszeitung, wo ich lernte, Interviews zu führen und Abgabetermine einzuhalten.

Ich machte meinen Abschluss ohne eine Ahnung zu haben, was ich tun wollte oder wofür ich qualifiziert war. (All dieser Zeitungskram war nur zum Spaß gewesen, was mich betraf – echte Menschen waren keine Schriftsteller.) Weil ich geheiratet hatte und mein Mann eine Stelle als Lehrer für Physik und Mathematik an einer privaten Highschool hatte, geriet ich an eine Stelle als Lehrerin für Englisch und Sozialkunde – wir waren ein Gesamtpaket, wie es schien und so weit ich weiß machte die Schule nie einen Versuch herauszufinden, ob ich für den Job, für den sie mich angestellt hatten, überhaupt befähigt wäre.

Ich stellte mich als zufriedenstellende Lehrerin heraus, aber ich kam niemals über das Gefühl hinweg, dass ich nur vorgab, eine echte Lehrerin zu sein. Ich versuchte, die schlimmsten Probleme zu vermeiden, die ich in meiner Gymnasiumszeit erlebt hatte und ich war sicherlich nicht die schlechteste Lehrerin an der Schule (obwohl ich völlig überrascht war herauszufinden, dass ich sogar die Lieblingslehrerin eines Schülers war). Aber ich war nur zeitweise fähig, die beängstigende Haltung zu durchbrechen, die die meisten meiner Schüler mit in den Unterricht brachten, diese desinteressierte Atmosphäre von „Wage es bloß nicht mit irgend etwas anzukommen, dass mich auch nur im geringsten interessieren könnte.“

Sogar wenn die Schüler interessierter gewesen wären, wäre es schwer gewesen, gegen die notwendige „Schulhaftigkeit“ des Lehrens zu kämpfen. Für meinen Kurs über Weltgeschichte wurde mir der Text, den ich zu benutzen hätte, vorgeschrieben (der Rektor sagte mir, dass ich im nächsten Jahr meinen eigenen Text aussuchen könne, wenn ich ein wenig Erfahrung hätte) – das vorgegebene Buch stellte sich als das gleiche, langweilige Textbuch über Weltgeschichte heraus, das ich selbst in meinem letzten Jahr an der Highschool hatte. Ein anderer Lehrer und ich schlugen einen ungewöhnlichen Ansatz vor, im nächsten Jahr die Geschichte der Vereinigten Staaten zu unterrichten, indem wir Ereignisse in der Geschichte des Transportsystems betrachteten – Handelsrouten, Kanäle, Eisenbahnlinien, Abwanderungsrouten, Highways und die modernen Freeways, Flugzeuge. Wir waren begeistert von der Idee – das Verkehrswesen bot einen interessanten Filter, um die amerikanische Gesellschaft zu betrachten. Aber unser untraditioneller Vorschlag wurde abgelehnt – zu ungewöhnlich.

Zwei Jahre Unterricht an einer Highschool reichten mir. Ich war glücklich, diesen Job zu verlassen, der sich für mich wie Schauspielerei anfühlte, obwohl ich immer noch keine Idee hatte, welche Art von Job wirklich zu mir passen würde. Es würde mich weitere zehn Jahre kosten, das herauszufinden – aber dabei lernte ich endlich das Lernen.

Über das Lesen

oder: Unendliche Paralleluniversen

Nachdem ich einmal angefangen hatte, zum Spaß zu lesen, las ich ständig. Ich war das typische Kind mit der Nase im Buch. Ich las, während ich in die Schule lief und nach Hause. Ich las, während ich den Tisch für das Abendessen deckte. Ich las, während ich fernsah. Dank des nach Westen gerichteten Fensters in meinem Zimmer konnte ich im Sommer stundenlang nach den lächerlich frühen, von meinen Eltern bestimmten Bettgehzeiten lesen, bis ich die Buchstaben auf der Seite nicht mehr erkennen konnte. Wenn ich morgens nicht früh aufstehen musste um in die Schule zu gehen und mit dem fertig war, was immer ich in der Nacht zuvor, ehe die totale Dunkelheit eintrat gelesen hatte, schnappte ich mir willkürlich einen Band von *Britannica Junior*¹⁵ vom Bücherregal neben meinem Bett und blätterte eine Weile darin, ehe ich aufstand. Während des Essens war Lesen nicht erlaubt (Mahlzeiten waren offiziell den Familiengesprächen vorbehalten), also flüchtete ich mich dahin, heimlich auf Milchkartons und Müslikartons und Ketchupflaschen zu lesen, wenn es nichts anderes zum Lesen gab.

Natürlich war der Nährstoffinhalt willkürlicher Nahrungsmittel nicht das, was ich wirklich lesen wollte. Was ich in Büchern suchte –

15 Die Kinderausgabe der *Encyclopedia Britannica*.

und oftmals fand – waren Welten, die anders waren als die, in der ich lebte. Meine echte Welt bestand aus Routine, zur Schule gehen, Hausaufgaben machen und im Haushalt helfen, am nächsten Tag wieder aufstehen und genau das gleiche noch einmal tun. Es gab keine Auswahl in dieser Welt außer zu entscheiden, dass ich meine Mathehausaufgaben machte, bevor ich den Englischaufsatz schrieb oder das Kapitel im Geschichtsbuch las oder die Hausaufgaben überhaupt liegenzulassen, bis der Abwasch nach dem Abendessen erledigt war.

Aber ich konnte ein Buch nehmen und in ein paar wenigen Momenten war ich in einer völlig anderen Welt, mit Dorothy Gale den Gefahren trotzend, um den Gnomenkönig ein weiteres Mal zu überlisten, Susan Calvin dabei zuschauen, wie sie all diese bewundernswerten übermenschlichen Roboter erschafft, oder mit Lemuel Gulliver nach seiner letzten Reise mitzufühlen, wenn er einsam versucht, in seinem Stall das Houyhnhnm¹⁶ unter seinen normalen Pferden zu finden. In Büchern fand ich Orte, an die ich niemals kommen würde und Orte, die es niemals gab und in meinem Geiste ließ ich sie wirklich werden. Von Büchern lernte ich, Herausforderungen gegenüberzutreten und wie Menschen sein konnten und wie man sich benahm und ich erlebte Situationen, in die ich in der Realität nie kommen (und die ich nie überleben) würde.

Als ich dann Kinder hatte, wollte ich ihnen natürlich auch Zugang verschaffen zu all diesen Charakteren und Welten. Ich fing an zu enträtseln, wie ich lesen lernte und wie ich von da zu einer Leseratte wurde. Ich merkte, dass ich mich an ein paar Erlebnisse erinnerte, ehe ich lesen konnte, aber nicht daran, wie es sich anfühlte, nicht lesen zu können. Das ist ein Vorgang, über den ich immer noch nachdenke.

Lesen ist so sehr ein Teil meines Lebens, dass ich mich nicht nur nicht daran erinnern kann, wie es sich anfühlt, nicht lesen zu können, ich kann mir auch nicht mehr vorstellen, nicht mehr lesen zu können. Ich denke in Text. Egal was ich mache oder wo ich es mache, ein Teil

16 Houyhnhnms sind eine Rasse intelligenter Pferde, die im letzten Teil von Jonathan Swifts *Gulliver's Reisen* beschrieben werden.

meines Geistes arbeitet an dem Text dafür. Wenn ich jemandem beim Reden zuhöre, weiß dieser textorientierte Teil meiner Gedanken, wie der Text zu dem Gesagten aussehen würde. Es ist nicht so, dass ich all die einzelnen Buchstaben und Wörter ausdrücklich in meinem Kopf visualisiere, aber auf einer Ebene ganz kurz vor dem Bewusstsein ist all dieser Text da, über meinen eigenen persönlichen Bildschirm laufend.

Aber es ist schlimmer als nur das. Wenn ich einen Baum anschau, denkt dieser Text-Geist in mir „B-a-u-m“. Wenn ich an die Farbe der Blätter dieses Baumes denke (und ich liebe es, Blätter anzuschauen mit all ihren verschiedenen Grüntönen, die niemals nebeneinander wirken würden bei irgend etwas, das von Menschenhand geschaffen wurde), stelle ich mir nicht zuerst vor, wie die Farbe aussieht. Zuerst denke ich „g-r-ü-n“, in einfachen, schwarzen Buchstaben auf neutralem Hintergrund, und dann, nachdem mein Text-Geist das Wort abgerufen hat, kann ich es mit der tatsächlichen Farbe verbinden.

Was in meinem Kopf vor sich geht, geht in Worten vor sich. Wenn ich es nicht in Worte fassen kann, weiß ich nicht, was ich denke. Ohne Worte wäre ich nicht einmal sicher, ob ich überhaupt denken könnte. Sogar starke Gefühle von der Art, die das Bewusstsein mit physikalischen Symptomen überholen wie Tränen oder Gänsehaut oder Kichern oder Schwindel, werden auf einer gewissen Ebene festgehalten als „A-n-g-s-t“ oder „F-r-e-u-d-e“.

Aber wie kam ich zu diesem textbasierten Geistesanteil durch Lesenlernen mit *Dick and Jane*?

Meine Mutter erzählte mir jahrelang, mir wäre das Lesen über Phonetik beigebracht worden. Natürlich liegt sie falsch. Ich stamme aus einem der geburtenreichen Jahrgänge, die mit Dick und Jane und Sally und Spot und Puff lesen lernten, mit dem *New Readers Programme*, veröffentlicht durch Scott, Foresman und Co. von den 1930ern bis zu den 1960ern. In den 1950er Jahren wurden volle 80% der amerikanischen

Erstklässler mit dem „Basic Readers“-Lehrplan unterrichtet, der einen Ganz-Wort-Ansatz zum Lesen verfolgte. Die Texte nutzten ein eingeschränktes Vokabular aus einfachen und geläufigen Wörtern, die für die Kinder leicht erkennbar waren. Phonetik wurde eingesetzt, um beim Wiedererkennen der Wörter zu helfen, aber der vorrangige Schwerpunkt lag auf der Form und dem Satzzusammenhang von Wörtern.

Diese „sehen und sagen“-Methode des Leseunterrichts war eine große Neuheit. Der große, deutliche Text und die farbenfrohen Illustrationen zu Geschichten, die sich um normale Kinder in alltäglichen Situationen drehten waren eine drastische Veränderung zu den früheren, langweiligen Texten, die eher schulmeisterten und predigten als zu unterhalten. Aber auch die neuen Geschichten waren in ihrer Möglichkeit, junge Leser zu fesseln, eingeschränkt. Sechsjährige sind nicht oft zu begeistern mit 34-Wort-Erzählungen, in denen gut über die Hälfte der Wörter „komm“, „und“, „sieh“ und „oh“ ist.

Viele von uns fanden außerdem Phonetik nicht hilfreich. „Sprich die Laute“ wurde ein Ausspruch, den zu hören ich hasste, und da meine Mutter fest von der Hilfe der Laute überzeugt war, war es ein Ausspruch, den ich oft hörte. Die erste Gelegenheit, an die ich mich erinnere, in der mir die Lautsprache keine Hilfe war, war in der ersten Klasse. Ich las in meinem Zimmer meiner Mutter laut vor und stieß auf ein Wort, das ich nicht verstehen konnte: „s-n-o-w“. Ich zeigte es ihr und fragte, was das sei und sie sagte unweigerlich „Sprich die Laute“. Ich hatte schon versucht, in meinem Kopf die Laute der Buchstaben zusammenzufassen und es machte keinen Sinn – es war „now“ mit einem „s“ vorne angehängt und ich hatte keine Idee, was ein „s-now“ sein könnte, das sich auf „now“ und „cow“ reimte.

(Dreißig Jahre später, als ich das erste Mal Frank Smiths *Joining the Literacy Club* las, lachte ich laut über seine Beschreibung einer Computerauswertung von 20.000 englischen Wörtern, die zeigte, dass bei Anwendung der Phonetikregeln in Verbindung mit den vielfachen Lauten, für die Buchstaben und Buchstabenkombinationen stehen können, ein

Leser nur eine 25%-ige Chance hat, ein unbekanntes Wort richtig auszusprechen.)

Vom Anfang meiner Lesekarriere an war ich ein Bild-Leser, der die Form und den Zusammenhang des Wortes nutzte, um seine Bedeutung herauszufinden. Das bedeutete, dass meine Lesefähigkeiten sich verbesserten, je interessanter und bedeutungsvoller mein Lesestoff wurde. Je besser die Geschichten, desto mehr wollte ich lesen.

Als meine Töchter geboren wurden, glaubte ich an die Macht der Geschichte und an die Macht des Fünf-Schritte-Leseprogramms, das ich ursprünglich im Internet gefunden hatte (und in *The Unschooling Handbook* erwähnte):

1. Lies ihnen vor.
2. Lies ihnen vor.
3. Lies ihnen vor.
4. Lies ihnen vor.
5. Lies ihnen vor.

Und das war genau das, was ich machte. Ich las ihnen vor. Viel. Nachmittags und abends. Vor dem Frühstück. Zur Bettgezeit. Auf Verlangen.

Manchmal saßen sie auf meinem Schoß, während ich las. Manchmal baten sie mich vorzulesen, während sie malten oder etwas mit Bausteinen oder LEGO bauten. Gelegentlich gruben sie ihre Puppen und Kuscheltiere aus und spielten die Geschichten nach, die ich ihnen gerade vorlas. Manchmal baten sie mich, das Buch zu halten und zeigten auf die Teile, die ich ihnen vorlesen sollte. Wenn ich mit etwas anderem beschäftigt war, z.B. mit dem Vorbereiten einer Mahlzeit, nahmen sie eines ihrer Lieblingsbücher und vertieften sich in seine Seiten, einfach die Bilder anschauend oder abmalend, oftmals mit überraschenden Abwandlungen zu den Originalfarben der Illustratoren.

Als meine Töchter ins Schulalter kamen, war Kalifornien gerade mittendrin in einer seiner regelmäßigen Phasen der Lautier-Manie,

während bildbasierte und „ganzsprachliche“ Ansätze als unwirksam und zu wenig schlüssig verworfen wurden und streng phonetisch basierte Lehrpläne als das magische Allheilmittel beworben wurden, das alle Schüler zu besseren Noten und ihre Testergebnisse in nie da gewesene Höhen bringen würde. Ich sagte den Mädchen, sie könnten zur Schule gehen, wenn sie wollten, aber erst nachdem sie wirklich lesen könnten.

Kate schien mit ihren 5 Jahren gut auf ihrem Weg zum Lesenlernen zu sein. Sie kannte das Alphabet, konnte ihren eigenen Namen schreiben und wiedererkennen und ebenso ein paar andere einfache Worte. Sie erkannte alle Arten von Symbolen, wenn wir unterwegs waren – Stoppschilder und Vorfahrtsschilder, Firmenlogos und Markennamen auf Werbetafeln – was deutlich zeigte, dass sie die Fähigkeiten, die sie zum Lesen brauchte, gerade entwickelte. Sie saß oft auf dem Sofa mit dem *Best Word Book Ever!*¹⁷ von Richard Scarry und suchte und wiederholte jeweils für Stunden die einzelnen Worte.

Kate war ein unersättliches Geschichtenmonster. Wir lasen Märchen und Mythologien (sie war die einzige Sechsjährige von der ich hörte, die sich entschied, an Halloween Medusa zu sein) und Dr. Seuss. Wir lasen *Frog and Toad*¹⁸ und *Amelia Bedelia* und *Little Bear*.¹⁹

Allmählich wurden die Bücher länger und die Geschichten komplexer und die Vorlesezeit wuchs auf jeweils eine Stunde und mehr. Schließlich musste ich eine neue Regel aufstellen: ich würde nur fünf Kapitel auf einmal vorlesen. Kate beschwerte sich, aber sie verstand es, immerhin gab es keinen Grund für mich laut vorzulesen, wenn ich so heiser war, dass sie mich nicht mehr hören konnte.

Glücklicherweise haben Bücher, die in Kapitel aufgeteilt sind, so genannte Cliffhanger, spannende Situationen, die auf das nächste Kapitel neugierig machen. Und schließlich kam eine Geschichte, bei der Kate nicht mehr gewillt war, bis zum nächsten Abend zu warten, ehe sie

17 Die deutsche Ausgabe hat den Titel „Mein allerschönstes Wörterbuch“.

18 Arnold Lobel „Das große Buch von Frosch und Kröte“

19 Maurice Sendlak/Else Holmelund Minarik „Der kleine Bär“

mehr davon hörte. Das Buch verschwand mit ihr in ihrem Zimmer und sie konnte von nun an allein lesen.

Sie war achteinhalb Jahre alt.

Das war so schlecht nicht, dachte ich. Vielleicht nicht so früh, wie sie selbstständig hätte lesen können, wäre sie in der Schule gewesen, aber es hatte Vorteile, dass sie in ihrem eigenen Tempo lesen gelernt hatte. Sie war nicht gelangweilt worden mit diesen allzu stumpfsinnigen Textbüchern, mit denen ich mich in der Schule herumschlagen musste. Sie hielt Lesen für etwas Spaßiges und Interessantes und als sie neun war, konnte sie alles einfach lesen, was sie interessierte – und tat es auch. Darüber hinaus war Lesenlernen für sie etwas, das sie selbst gelernt hatte, was ihr einen Grad an Zutrauen und Glauben in ihre eigenen Fähigkeiten gab, an den ich in ihrem Alter nicht annähernd herangereicht hatte.

Alles in allem gab mir meine Erfahrung mit Kate eine Menge Vertrauen, dass ihre jüngere Schwester genauso leicht gut lesen lernen würde. Nicht nur, dass ich nun genau wusste, wie man einem Kind helfen kann, Lesen zu lernen, auch hatte Christie ja das Vorbild ihrer älteren Schwester, um davon zu lernen. Sie könnte sich Zeit mit dem Lesen lassen, und ich würde mir keinerlei Sorgen darüber machen.

Aber Christie lenkte schnell meine Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass sie ein komplett anderer Mensch als ihre Schwester war. Ich verstand Kate sehr gut, denn sie war so sehr wie ich – wir waren beide zwanghafte Leser, wir liebten gute Geschichten auf die gleiche Art, wir vergruben beide unsere Nasen in diese anderen Universen, die wir in unseren Geschichten fanden. Kate hatte den gleichen Text-Geist wie ich, nur dass ihrer sogar besser war – sie sah ihr „r-o-t“ in *rotem* Text und ihr mentaler Text für andere Wörter war passend verziert, so hatte „R-e-b-e“ kleine Schlingen um die Buchstaben gewunden und die Buchstaben von „W-o-l-k-e“ bewegten sich und trieben auseinander genau wie eine richtige Wolke.

Christie war ein eher praktisch veranlagter Typ. Während Kate in einer neuen Situation erst einmal schaute und beobachtete um zu lernen wie man etwas machte, zögerte Christie kein bisschen und sprang direkt hinein. Wir stellten fest, dass das wörtlich zu nehmen war als sie im Alter von etwa einem Jahr das erste Mal ein Schwimmbecken sah. Sie sah das Wasser, es sah interessant aus, also ging sie hinein. Für ihre Eltern war dieses Vorgehen ermüdend und beängstigend.

Für Christie war dieses Vorgehen oft frustrierend. Wieder und wieder sah sie etwas, das sie versuchte, wofür sie bisher weder ausreichend motorische Fähigkeiten hatte noch die Koordination oder die nötige Stärke. Egal wie sehr sie es versuchte – und sie versuchte es wieder und wieder – sie konnte ihr eigenes Gewicht nicht heben oder halb so hoch wie so groß war springen. Als Christie merkte, dass Lesen etwas war, was sie tun wollte, war ihre Schwester bereits ein ausgezeichnete Leserin, die Lesen einfach erscheinen ließ. Als es sich für sie als nicht so einfach herausstellte, entschied Christie, dass sie nicht so schlau wie Kate war und verschob ihr Augenmerk auf anderes.

Sie wurde eine Baumeisterin. Sie baute phantasievolle LEGO-Bauwerke, manchmal mit Bezug zu dem, was in der entsprechenden Woche gerade vorgelesen wurde, manchmal völlig selbsterdacht. Oftmals ersann sie lange, phantasievolle Erzählungen für ihre verschiedenen Puppen und Kuscheltiere, die zwischen dem LEGO hausten.

Sie wurde eine Anhängerin von Fernsehdokumentationen, von Natur- und Wissenschaftsvorführungen und erfreute uns mit Erläuterungen über das Leben der Geparden und Leoparden oder die Vielfalt an Vulkanen und Lava.

Sie lernte große Mengen Informationen, von denen ich meist nicht wusste, wo sie sie aufgeschnappt hatte. Sie hatte ein gutes intuitives Verständnis für Rechnen und Geometrie, größtenteils aus den verschiedenen Arten von verbaubarem Spielzeug, und von Bewegungsmechanik, aus ihren Versuchen, winzige Belagerungswaffen wie Bliden und

Katapulte für Angriffe auf LEGO-Burgen zu bauen. Aber sie vermied es immer noch zu lesen.

Als sie neun oder zehn Jahre alt war, entschied sie, sie wolle formelle Leseunterrichtsstunden bekommen. Okay, dachte ich, jetzt ist sie so weit – sie braucht nur einen kleinen Schubs und dann fängt sie damit an. Also gingen wir in einen örtlichen Buchladen und schauten uns Leselehrbücher an. Sie lehnte einige ab, die ihr zu kindisch oder albern aussahen, und nach einiger ernstlicher Überlegung entschied sie sich für *Teach Your Child to Read in 100 Easy Lessons*.

Also fingen wir mit dem Unterricht an. Die Neuartigkeit half dabei, dass die ersten Lektionen gut verliefen. Aber je weiter wir in dem Buch vorankamen, desto mutloser wurde Christie. „Diese Geschichten sind wirklich blöde, Mama“, sagte sie. Ich stimmte ihr vollkommen zu – die Geschichten waren unglaublich langweilig, so wie eben die meisten Geschichten sind, deren Wortschatz aus pädagogischen Gründen eingeschränkt ist. Sie konnte sich selbst zwingen, alle Lektionen durchzuarbeiten und die nervigen Geschichten zu lesen, aber es würde ihr keinen Spaß machen, keine Erfüllung bringen und sie übertrug nichts von den Lektionen darauf, etwas anderes zu lesen.

Ich schlug vor, dass sie darüber nachdenken sollte, den Unterricht aufzugeben, wenn sie nicht das Gefühl hätte, aus dem Buch etwas zu lernen. „Wenn der Sinn der Lektionen ist, etwas zu lernen und du lernst nichts daraus – warum weitermachen?“, fragte ich sie. Aber sie war entschlossen. „Ich muss das machen. Ich muss lesen lernen.“ Und so kämpften wir uns durch die nächsten ein oder zwei Lektionen, ehe wir die gleiche Diskussion von vorne führten. Wir beendeten schließlich *100 Easy Lessons* ungefähr bei Lektion 63.

Ein paar Monate nach ihrem zwölften Geburtstag beschloss Christie schließlich, dass es zu umständlich wäre, nicht lesen zu können. Sie zog sich für ein paar Stunden am Tag mit Stapeln von *American Girl*²⁰-Büchern in ihr Zimmer zurück und las innerhalb einiger Wochen

20 *American Girl* bietet altersangepasste Bücher für Mädchen an.

selbstständig. Als sie 13 war, las sie besser als viele Kinder in ihrem Alter. Sie las um zu lernen, wenn sie musste, obwohl sie auch erfolgreich von Videos und durch Zuschauen lernte. Obwohl sie nie eine so unersättliche Leserin wie ihre Schwester wurde, las sie manchmal zum Spaß und war oft erschrocken darüber, wie wenig einige ihrer Freunde lasen.

Meine Töchter in ihrem eigenen Zeitplan lesen lernen zu lassen, war für mich der härteste Teil unserer Homeschooling-Erfahrung. Zweifellos hätte ich sie beide eher zum Lesen drängen können, aber ich bin überzeugt, dass dies ihre Einstellung zu Büchern und zum Lesen verändert und ihre natürliche Neugier und die Begeisterung fürs Lernen gedämpft hätte. Allzu viele Kinder in unserer Gesellschaft kommen aus der Schule und halten Bücher und Lernen für eine reine „Schulsache“, mit der sie nicht belästigt werden wollen, es sei denn es ist wichtig für das Studium oder die Arbeit.

Wenn ich mit nur zwei Kindern lernen kann, dass es keine allgemeingültige Methode zum Lesenlernen für jedes Kind gibt, wie kann es dann für unsere öffentlichen Schule so schwer sein, diese Lektion ebenfalls zu lernen? Wie verschwenderisch und destruktiv ist ein Schulsystem, das erwartet, dass alle Kinder im gleichen Alter auf die gleiche Art und Weise lesen lernen, wo doch nur ein klein wenig mehr Geduld und Flexibilität Millionen Dollar an Ausgaben für Sonderpädagogik und Förderunterricht sparen könnten? Wie schwer kann es sein, damit aufzuhören, Kinder als ungenügend oder lernunfähig abzustempeln, wenn das einzige Problem ist, dass sie einen vom Durchschnittskind abweichenden Zeitplan haben? Warum scheinen wir immer unsere Kinder über ihre Schwächen zu definieren statt über ihre Stärken?